

Ein Fall von vielen

Autor(en): **Tschudi, Fridolin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebenspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **89 (1963)**

Heft 40

PDF erstellt am: **04.08.2024**

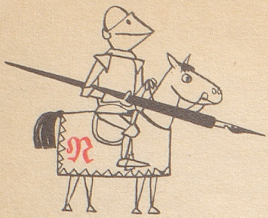
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-502884>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ritter Schorsch sticht zu Gestohlene Tränen

Von einem geneigten Leser,
der zu einem geknickten wurde

Unser Zeitgenosse Willy, der viel auf Reisen ist, findet die Sensationsblätter «ganz amüsan». Er konsumiert die ausgewalzten Personenbeschreibungen und Histörchen rings um Unglücksfälle, kostet mit seldwylischen Moral-Ekstasen die Knalleffekte erotischer Affären aus und kennt die jeweiligen Zustände der Fara Dibah in- und auswendig. Zu Ritter Schorsch, der ihm Skrupeln beizubringen sucht, sagt er in einem Anflug von Groll, er lasse sich die «glatte Abwechslung» nicht vergällen. Nein, «vergällen» sagt er nicht. Er sagt: «madig machen». Denn das ist der modische Jargon, wie man ihn bei den Asphaltteutonen lernen kann. Aber es wäre verfehlt, unsern Zeitgenossen Willy einen unsympathischen Menschen zu nennen. Er ist, was seine Frau freilich auch verdient, ein guter Ehemann, ein zärtlicher sogar, und die beiden Kinder haben einen lustigen und umsichtigen Vater.

Dann, auf einer Ferienreise, geschieht das Schreckliche: Willy mitsamt seiner Familie gerät in eine Carambolage, die einer jener kriminellen Ueberholer verursacht. Seine Frau und eines der Kinder sind tot, das andere und er selbst werden ins nächste Krankenhaus verbracht. Wer könnte am Tage, der diesem Unglück folgt, Willy trösten? Sein Leben scheint sinnlos. Gegen Mittag kommt Besuch. Ein «Bekannter», wie es heißt. Aber wer ist der «Bekannte»? Willy hat den Burschen noch nie gesehen, der sich als naher Freund der Familie ausgegeben hat und nun, kaum daß die Schwester die Tür hinter sich zugezogen hat, einen Photoapparat zückt, ein paarmal knipst und grußlos verschwindet.

Unser Zeitgenosse Willy bekommt das Resultat dieses Besuches bald genug zu sehen: Auf der ersten Seite des Sensationsblattes, das er so oft in der Tasche trug, findet sich dreispaltig sein Bild. «W... S..., tränenüberströmter Ehegatte im Spitalbett, hadert mit dem Schicksal», steht darunter zu lesen. Auf

dem gleichen Blatt: neben einer Großaufnahme der zertrümmerten Wagen ein Bild der auf der Straße liegenden toten Frau. Balkenüberschrift: «Sechs Menschen ausgeradiert, darunter halbe Familie.» Der Text ist eine Mixtur aus halben Tatsachen, melodramatischem Feuilleton für Unterentwickelte und geschäftstüchtigem Mitleid.

Wie war es doch noch vor ein paar Tagen, als unser Zeitgenosse Willy im Polster des Erstklasswagens Bildberichte wie diesen las? Ueber eine «zu Drei geschlagene Frau» war da noch ganz gut hinwegzukommen, auch über einen im Spitalbett weinenden Ueberlebenden, und nach einem flüchtigen Blick auf das Kindersärglein, das in den bereitstehenden Totenwagen geschoben wurde, schlug man die zweite Seite auf. Aber jetzt sieht das alles ganz anders aus: entwürdigend, empörend, niederträchtig. Der Sensationskonsument Willy ist zum Betroffenen, zum Ausgebeuteten, ist mitsamt seinem gräßlichen Unglück zur verkäuflichen Ware geworden. Selbst die Tränen hat man ihm gestohlen. Jetzt ist er niedergeschmettert, er, der zuvor gedankenlos soviel Elend konsumiert hatte, das andern zum Zwecke der Kommerzialisierung im Blitzlicht entrissen worden war. «Ganz amüsan» und eine «glatte Abwechslung» pflegte er bisher zu nennen, was die journalistischen Straßenräuber ihm zu Gemüte führten. Bisher. Aber jetzt?

So wenig wie die Flugzeugkatastrophe von Dürrenäsch wird Ritter Schorsch je vergessen können, was einer jener Lederjoppen-Reporter, die Humlikon heimsuchten, zwei Kindern zurief: «Weint, damit ich euch photographieren kann!» Wann wird man aus den Augen unserer eigenen Kinder Tränen zu pressen suchen, die Geld einbringen? Kein Vater, keine Mutter kann es wissen. Die Ausbeuter sind unter uns. Schuld daran sind die Verlagsherren, denen keine publizistische Ausbeute zu schmutzig ist. Schuld daran sind die Besitzer der Rotationsmaschinen, über die das Raubgut rollt. Schuld daran sind die Konsumenten dieser Ware, die morgen die Opfer ihrer eigenen Gedankenlosigkeit sein können. Gäbe es sie nicht, so gäbe es auch die traurige Journaille nicht, die Tränen stiehlt und mit Toten Geschäfte macht, die noch leben.

Ein Fall von vielen

Museen werden in der eignen Stadt,
als seien sie verworfen und verrucht
wie ein Lokal, das einen schlechten Namen hat,
von uns nur selten oder nie besucht.

Kaum aber sind wir einmal anderswo,
erwacht in uns der offenbar schon lang
barbarisch unterdrückte und auf einmal so
entfesselte Kultur- und Bildungsdrang.

Jetzt ist kein Weg zu weit und mühevoll,
fühlt man sich noch so müd und angestrengt,
weil hier in München der Utrillo hängen soll,
der eben nicht bei uns zu Hause hängt.

Mag, wo wir wohnen, mehr vorhanden sein
als selbst in dieser oder jener Stadt:
Wir gehn in eigene Museen nicht hinein,
da man sie allzu nah erreichbar hat.

Der so beschriebne Fall – das weißt auch du –
trifft häufig auch für andre Dinge zu.

Fridolin Tschudi